



[Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt am Main](#)

Link zum [Virtuellen Leseraum](#)
Link zur [Homepage von P. Medard Kehl SJ](#)

MEDARD KEHL SJ

Pfarreiengemeinschaft als Weg in die Zukunft Ein Weg wohin? Ein Weg mit uns.

Vortrag beim Priestertag des Bistums Würzburg am Tag der Priester und Diakone in Heidenfeld am 29. September 2008

Ende Juni dieses Jahres erschien in „Christ in der Gegenwart“ (Nr. 26/2008, 285 f.) ein Beitrag mit der Überschrift: „Priestersein heute – wie fühlt sich das an?“ Die Formulierung lehnt sich an die inzwischen fast schon klassisch gewordene Frage des amerikanischen Bewusstseinsphilosophen Thomas Nagel an: „Wie fühlt es sich an, eine Fledermaus zu sein?“ Diese Frage dürfte noch etwas schwieriger zu beantworten sein als die Frage des Schweizer Dekans Erich Guntli aus dem Bistum St. Gallen, wie es sich anfühlt, ein Priester zu sein ... Er zieht in diesem Artikel ein sehr persönliches Resümee über 20 Jahre Priestersein; dabei kommen auch der Anfang seiner Berufung, die anfänglichen Ideale, das Theologiestudium, das Leben im Priesterseminar, samt den hohen theologischen und spirituellen Begründungen des priesterlichen Dienstes und der zölibatären Lebensform zur Sprache; ebenso wie die vielen späteren Ernüchterungen in der Praxis als Pfarrer und Dekan. Am Ende des Artikels fasst Dekan Guntli sein Resümee so zusammen: „Priestersein heute – wie fühlt es sich an? Nicht sonderlich gut. [...] Leben als Priester ist ein Leben mit inneren und äußeren Widersprüchen, Ungereimtheiten, Absonderungen, Ausgrenzungen und in der Konfrontation mit allen möglichen Abgründen der eigenen Seele. Priestersein – es ist ein Leben im Trotzdem“ (S. 286). Die zutreffendste biblische Charakterisierung seines Priesterseins sieht er in dem Wort Jesu: „Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester; der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann“ (Mt 8,20).

Zu diesem Gefühl der Heimatlosigkeit des Priesters trägt nach Ansicht des Dekans verstärkt auch die gegenwärtige Umstrukturierung der Gemeinden und Pfarreien zu größeren Seelsorgeeinheiten bei; sie führe beim Priester zu einer „institutionalisierten Beziehungslosigkeit“ (S. 285). Ich weiß nicht, ob viele von Ihnen diesen Artikel gelesen und wie weit Sie sich darin zumindest partiell wiedergefunden haben. Ich habe ihn bewusst an den Anfang meines Vortrages gestellt. Denn mir vorgegebene Formulierung des Vortragstitels endet mit dem Satz: „Ein Weg mit uns.“ Am Ende des Satzes steht ein Punkt. Kein Ausrufezeichen, kein Fragezeichen. Wenn man solche Stimmen wie die in dem zitierten Artikel, aber auch sonst gar nicht so selten hört, kann man eher den Eindruck gewinnen: Einer ganzen Anzahl von Priestern ergeht es ähnlich wie vielen Gläubigen in den Gemeinden und Pfarreien; sie

empfinden eher: „Es ist ein Weg über uns hinweg“. Nun, solch ein Empfinden hängt natürlich zum einen von der jeweiligen Vorgehensweise der verschiedenen Diözesen ab, zum anderen aber auch von der persönlichen Perspektive des Wahrnehmenden. Auch bei diesem Thema bestätigt sich wieder die alte Weisheit des heiligen Thomas von Aquin: „Was auch immer wahrgenommen wird, wird in der Weise des Wahrnehmenden wahrgenommen“.

Liebe Mitbrüder, vermutlich bin ich von Ihrem Personalreferenten Dr. Heinz Geist zu diesem Thema nicht eingeladen worden, um bei Ihnen den negativen Eindruck dieses „Sich-nicht-sonderlich-gut-Fühlens“ als Priester noch zu verstärken ... Das läge mir auch gar nicht, weder von meinem Naturell noch von meiner fast 40-jährigen Erfahrung als Priester her. Bis zum heutigen Tag bin ich noch immer davon überzeugt, dass ich damals vor 47 Jahren, als ich mit knapp 19 Jahren voll hoher Ideale in die Gesellschaft Jesu eintrat, das große Los gezogen habe, trotz mancher späterer Ernüchterungen oder Enttäuschungen. Aber welchem einigermaßen realitätsnah gelebten Leben bleiben sie erspart?

Ich verstehe meinen Auftrag für diesen Priestertag so, dass ich zu Ihnen als *Theologe* sprechen soll; als Theologe mit etwas praktischer Gemeindefahrung und mit einem gewissen spirituellen Einschlag. Mein erkenntnisleitendes Interesse möchte ich so formulieren: Hat diese großräumige Umstrukturierung auch eine theologische Dimension? Wenn ja, welche? Welches Kirchenverständnis, welche Charakteristika von Kirche könnten und sollten durch diese Veränderungsprozesse besser zur Geltung kommen? Welche Chancen liegen darin? Gibt es realistische Alternativen? Und schließlich: Wie können wir als Priester und Diakone bei all dem, was da auf zukommen wird, unseres Lebens und Dienstes wirklich noch froh bleiben und so den Herausforderungen gut gewachsen sein? Ich versuche, wenn schon nicht ganz kurz, so doch wenigstens so kurzweilig wie möglich die Dinge vorzutragen ...

Mein Impuls wird vier Teile umfassen:

1. Ein ganz kurzer geschichtlicher Rückblick auf den Hintergrund unserer jetzigen Gemeinde- und Pfarreiensituation,
2. ein etwas längeres Stück ekklesiologischer Zeitdiagnose: Was hat sich in den letzten 10 bis 15 Jahren so verändert, dass sich die geplanten Umstrukturierungen als sinnvoll und wohl unumgänglich nahelegen?
3. Was könnte dies alles theologisch für ein gutes Kirchenverständnis austragen?¹
4. Einige geistlich-praktische Impulse, wie Sie als Priester und Pfarrer diesen Veränderungen gewachsen sein könnten.

Meinen Ausführungen voranstellen möchte ich eine terminologische Sprachregelung, die ich von der Deutschen Bischofskonferenz übernehme. Die Deutsche Bischofskonferenz hat sich vor eineinhalb Jahren mit diesem Thema in Form eines Studientages beschäftigt und dazu auch zwei sehr empfehlenswerte Arbeitshilfen herausgegeben. Dabei hat sie auch eine brauchbare Sprachregelung gefunden; Bischof Joachim Wanke (Erfurt) hat sie in seinem Eingangsreferat so formuliert:

„Was in allen Bistümern derzeit erfolgt, ist die Vergrößerung der Seelsorgeeinheiten. Dabei kristallisieren sich drei Grundmodelle zur Strukturierung der Pfarrseelsorge heraus:

¹ Bei diesem Thema möchte ich sie hinweisen auf das Standardwerk Ihres Mitbruders Petro Müller, *Gemeinde: Ernstfall von Kirche*, Innsbruck 2004. Dieses Buch ist neuestens auch in einer Kurzfassung erschienen: *Eine kompakte Theologie der Gemeinde*, Münster u. a.: Lit-Verlag 2007.

(1) der *Pfarreienverbund* = Zusammenarbeit mehrerer Pfarreien in verschiedenen Seelsorgefeldern bei weitgehender Wahrung ihrer Eigenständigkeit, also ohne Zusammenlegung von Gremien,

(2) die *Pfarreiengemeinschaft* = Zusammenschluss mehrerer rechtlich selbständiger Pfarreien, die nach c. 526 § 1 *einen* Pfarrer haben, die rechtlich verbindliche Vereinbarungen treffen und gemeinsame Gremien bilden,

(3) die *neu errichtete Pfarrei* = Fusion mehrerer Pfarreien, die in der Regel unter dem neuen Pfarrdach als unselbständige Gemeinden vor Ort weiter bestehen.

Die Pfarreiengemeinschaften sind das Modell, das eher im Süden und in ländlichen Diözesen bevorzugt wird. Die Errichtung neuer Pfarreien geschieht eher in den städtisch geprägten Diözesen des Nordens. Das sind natürlich nur Tendenzangaben, zu denen sich immer auch Gegenbeispiele nennen lassen.

An die größeren Seelsorgeeinheiten werden fast durchgängig auch kategoriale Seelsorge, karitative Einrichtungen, Gemeinschaften, Verbände und Orden angebunden, so zumindest die Intention.²

1. Teil: Kurzer geschichtlicher Rückblick auf die nachkonziliare Gemeinde- bzw. Pfarrgemeinde-Theologie

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts gibt es bereits Ansätze für eine Theologie der Pfarrei bzw. Gemeinde. Ich möchte nur erinnern an die Liturgische Bewegung (v. a. an Romano Guardini), an die Jugendbewegung, an die ökumenische Bewegung, an die Bibelbewegung, auch an die neu entdeckte Patrologie, v. a. an Karl Rahners „Pfarrei-Ekklesiologie“ mit den Stichworten „Orthaftigkeit und Ereignishaftigkeit von Kirche“. Der eigentliche Durchbruch erfolgte aber erst unmittelbar nach dem Konzil. Das Konzil hat im Grunde die Gedanken Rahners zu diesem Thema aufgegriffen. Auch wenn es meist nur von der Universalkirche als Gemeinschaft von bischöflich geleiteten Orts- oder Einzelkirchen (also den Bistümern) spricht, bringt es doch zum ersten Mal in der Geschichte in einem lehramtlichen Dokument auch die unteren Ebenen von Kirche theologisch zur Sprache (v. a. LG 26 und in der Liturgiekonstitution SC 42). Es bezeichnet sie zwar nicht direkt als „Kirche“ (dieser Titel bleibt der Universalkirche und den Diözesen vorbehalten, weil zum vollen katholischen Kirchenbegriff seit der Spätantike die unmittelbare bischöfliche Leitung gehört). Das Konzil spricht stattdessen meist von Ortsgemeinschaften (*congregationes locales*) oder von Gemeinden/Gemeinschaften (*communitates*). Der theologische Kern der betreffenden Konzilsaussagen liegt darin: In diesen Gemeinden bzw. lokalen Gemeinschaftsformen ist die Kirche Jesu Christi (also die eine, heilige katholische und apostolische Kirche) wahrhaft anwesend (*vere adest*: LG 26), ist Christus als einendes Haupt der Kirche „gegenwärtig“; in ihnen wird die Universalkirche „repräsentiert“. Ich möchte den konziliaren Gemeinde- oder Pfarrei-Begriff so zusammenfassen: Sie ist die konkrete sakramentale Vergegenwärtigung der Kirche Jesu Christi an einem bestimmten Ort innerhalb der vom Bischof geleiteten Ortskirche.

² Deutsche Bischofskonferenz, Arbeitshilfen, Nr. 213: „Mehr als Strukturen ...“, Bonn 2007, S. 17. Einen hilfreichen Überblick über die Veränderungsprozesse in den einzelnen Diözesen bietet die Arbeitshilfe Nr. 216: „Mehr als Strukturen ...“. Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen. Ein Überblick, Bonn 2007.

Als nachkonziliares Leitmotiv für die nun einsetzende und bald auch sehr florierende Gemeindeftheologie könnte man formulieren: „*Von der Pfarrei zur Gemeinde*“. Der bekannte Wiener Pastoraltheologe Ferdinand Klostermann hat damals das inzwischen klassisch gewordene Postulat formuliert:

„Unsere Pfarreien müssen zu Gemeinden werden“, also zu Orten von erfahrenem, gemeinschaftlich gelebtem, überschaubarem Kirche-Sein, das von möglichst vielen Gläubigen auch aktiv mitgetragen wird. Dieses Postulat und die sich von daher entwickelnde Gemeindeftheologie richtete sich gegen einen rein juristischen, verwaltungstechnischen Begriff von Kirche als Pfarrei; darüber hinaus aber sollte auch der traditionelle Ansatz, der Kirche rein von oben oder vom Ganzen her versteht, relativiert werden, indem Kirche jetzt auch „von unten“ her, also von der Basis konkret gelebter kirchlicher Realität her verstanden wird, sei es an einem bestimmten Ort oder unter bestimmten Personen. Die Pfarrei wird darum theologisch und pastoral mit Gemeinde identifiziert und darum gerne als „Pfarrgemeinde“ bezeichnet; d. h. als eine erfahrbare Gemeinschaft im Glauben mit vielen Formen von Kommunikation und Mitverantwortung.

2. Teil: Die Veränderungen in den letzten 10 bis 20 Jahren, die diese Quasi-Identifizierung von Pfarrei und Gemeinde („Pfarrgemeinde“) problematisch machen (ek-klesiologische Zeitdiagnose)

Der Versuch, Pfarrei als Gemeinde im oben genannten Sinn zu verstehen, hat die Epoche der letzten 30 bis 40 Jahre nicht nur hier im deutschsprachigen Raum entscheidend und auch pastoral recht erfolgreich geprägt. Ich rufe nur ein paar Stichworte ins Gedächtnis: die Aktivierung vieler Christen zur Mitarbeit in der Gemeinde, die Entdeckung der vielen Charismen in ihrer Bedeutung für die Kirche, der kommunikative Führungsstil vieler Priester und anderer Hauptamtlicher, der Aufbau synodaler Strukturen auf verschiedenen Ebenen, der Konsens hinsichtlich der drei von allen als Subjekte (und nicht bloß als Objekte) mitzutragenden Grundvollzüge von Kirche als „Gemeinschaft der Glaubenden“, nämlich Martyria, Liturgia und Diakonia usw. Aber inzwischen ist dieses Gemeinde-Konzept aufgrund der jüngsten kulturellen und kirchlichen Entwicklung hierzulande deutlich an seine *Grenzen* gestoßen. Ich nenne nur die drei wichtigsten Gründe:

1. Mehrere Gemeinden für einen Priester

Dieses Konzept lebt faktisch von der Zuordnung *einer* Gemeinde zu *einem* priesterlichen Gemeindeleiter als ihrer geistlichen, seelsorglichen und amtlichen Integrationsfigur (der Priester als „Presbyter“, als Hirte). Infolge der immer geringer werdenden Zahl der Priesterweihen ist diese Zuordnung in Mittel- und Westeuropa (und in vielen anderen Teilen der Weltkirche) immer weniger realistisch gegeben. Wenn *mehrere* Gemeinden *einem* Priester zugeordnet werden, kann er nicht mehr in derselben Weise Hirte oder Presbyter sein wie für *eine* Gemeinde. Die Übertragung dieser Aufgabe jeweils an hauptamtliche Laien vor Ort („Pfarrbeauftragte“, Bezugspersonen, „Gemeindeleiter“ in der Schweiz – alles beruhend auf can. 517§ 2) ist und bleibt eine Notlösung. Denn sie führt zu dem, was man als „anonyme Presbyter“ bezeichnen kann, also zu „ungeweihten Quasi-Priestern“, was jedoch im Widerspruch zur sakramentalen Grundstruktur der Kirche und ihres Amtes steht.

So zeigen sich z. B. bei uns im Bistum Limburg seit einigen Jahren sehr deutlich die Ambivalenzen dieses Berufes der sog. „Pfarrbeauftragten“, die zweifellos an ihrem Platz gute Arbeit leisten. Jedoch wird ihr Einsatz häufig als eine Art „Bestandsgarantie“ (so Prof. Thomas Schüller) aufgefasst; ihr Amt weckt bei vielen den Eindruck: „Im Wesentlichen bleibt doch alles beim Alten, ob nun ein Priester die Eucharistie feiert oder eine Pastoralreferentin eine Wort-Gottes-Feier. Hauptsache, es geht bei uns mit der Pastoral vor Ort und in unserer Kirche weiter“ – was nicht unbedingt die Veränderungsbereitschaft und den Blick über den eigenen Kirchturm hinaus fördert. Dass sich aber in diesem Punkt notwendig etwas ändern muss, zeigt ein Beispiel aus unserem Bistum Limburg: Als Bischof Franz Kamphaus 1982 sein Amt in Limburg antrat, gab es in diesem Bistum 900.000 Katholiken. Als er es 25 Jahre abgab, waren es etwa 230.000 weniger, also um 670.000. Die Zahl der Pfarreien dagegen hat sogar noch leicht zugenommen (2005: 329). Dafür stehen jetzt nur etwa 80 hauptamtliche Pfarrer zur Verfügung (inzwischen in ca. 80 pastoralen Räumen tätig).

Als *Alternative* zu den „Pfarrbeauftragten“ wird von zahlreichen Gläubigen, auch Priestern, immer wieder gefordert: Die Kirche sollte endlich die Zulassungsbedingungen zum Priesteramt ändern und zumindest den sog. „viri probati“ (in Ehe, Familie, Beruf und Gemeindeleben bewährte Männer) die Priesterweihe erteilen. Solange dies nicht geschehe, sei die Rede vom Priesterangel weitgehend ein hausgemachtes Problem. Es gibt zu dieser Frage ja auch einen durchaus bedenkens- und diskussionswerten Vorschlag von Bischof Lobinger (Südafrika) zusammen mit Paul Michael Zulehner. Was ist zu dieser Alternative zu sagen? Ich möchte nur *zwei* Bemerkungen dazu machen:

(a) Zum gegenwärtigen Zeitpunkt sehe ich wenig realistische Chancen, dass über diese Frage ein offener, die universalkirchliche Ebene (also Papst und Bischofskollegium) notwendig miteinbeziehender Diskurs geführt werden kann. Das Gewicht der langen Tradition (vor allem seit der Gregorianischen Reform im Hochmittelalter), die spirituelle Begründung des Zölibates aus der Nähe zum Evangelischen Rat der Ehelosigkeit im NT, die Angemessenheit und Konvenienz dieser Lebensform für die Pastoral, die positiven Chancen und Möglichkeiten, die in dieser Lebensform stecken – wenn sie denn human gestaltet werden kann –, die einheitliche Lebensform des Klerikerstandes als einheitsstiftendes Strukturmerkmal für die Universalkirche, der Zölibat als unterscheidendes und gerade heute provozierendes „Alleinstellungsmerkmal“ der katholischen Kirche unter den christlichen Kirchen usw. – dies alles wiegt wohl bei den meisten Bischöfen weltweit und auch beim jetzigen wie dem vorhergehenden Papst schwerer als die schon lange andauernde schwierige pastorale Situation vieler Ortskirchen in Nord- und Südamerika, in Ozeanien und in Europa. 1971 hatte die Kirche die Chance bestanden, in dieser Frage einen Schritt weiter zu kommen. Damals schien ein guter Kairos für eine weit vorausschauende Neuordnung des Priesterberufes gegeben zu sein. Aber die Bischofssynode von 1971 hat in dieser Frage ein deutliches Votum gegen die „viri probati“ abgegeben; und Papst Johannes Paul II. hat in seinem nachsynodalen Apostolischen Schreiben von 1992 „Pastores dabo vobis“ dieses Votum bestätigt. Es ist ja auch eine schwerwiegende Frage, diese lange Tradition zu ändern, die viel tiefer ins konkrete Leben der Kirche hineinwirkt als manche hochdogmatische Streitfrage. Darum könnte eine mögliche Zulassung der „viri probati“ zur Priesterweihe m. E. nur (nach einem universalkirchlich geführten Konsultationsprozess) durch ein Konzil entschieden werden, und zwar einmütig und mit ausdrücklicher Billigung des Papstes. Partikularkirchliche Lösungen würden höchstwahrscheinlich die Kirche spalten.

(b) Zum Vorwurf des „hausgemachten Problems“: Was unsere spezielle Situation hier in Mitteleuropa angeht, erwarte ich von einer eventuellen Einführung von „viri probati“ auch keine sehr tiefgehende Veränderung der jetzigen pastoralen Situation. Es würde sicherlich zunächst eine gewisse Entspannung im Bemühen um flächendeckende sakramentale Betreuung aller existierenden Gemeinden bzw. Pfarreien geben. Aber ich zweifle zum *einen*, ob auf längere Sicht die Zahl der Priester hier bei uns sich wesentlich vermehren würde. Die Berufswahl „Priester“ liegt nach meiner Erfahrung heute bei den meisten jungen Männern (auch wenn sie sich intensiv in der Gemeinde oder in einem sonstigen kirchlichen Bereich engagieren) ziemlich weit weg von ihren realen Berufsperspektiven, und dies nicht nur wegen des Zölibates. Die Kirche und der Priesterberuf stellen sich heute für junge Leute eben generell nicht unbedingt als reizvolles, zukunftsorientiertes und lebenserfüllendes Berufsfeld dar. Im Jugendjargon gesagt: „Man sieht nicht besonders gut aus mit Kirche“.

Aber auch noch ein *zweiter* Aspekt stimmt mich in diesem Punkt eher skeptisch: Ich bezweifle, dass durch die „viri probati“, die zum Priester geweiht würden, sich die Grundproblematik unserer Glaubenssituation in West- und Mitteleuropa und damit auch unserer Pfarreien wesentlich verbessern ließe; sie würde eher noch etwas länger zugedeckt werden können. An dieser Problematik, auf die ich im nächsten Punkt näher eingehen werde, kranken ja auch viele evangelischen Pfarreien, trotz einer noch immer relativ hohen Zahl von Pfarrer und Pfarrerrinnen.

2. „Kirche ja – Gemeinde eher nein“

Damit komme ich zu dem zweiten Grund meiner Behauptung, die Identifizierung von Gemeinde und Pfarrei, also das Modell vieler selbständiger „Pfarrgemeinden“, wie wir es jetzt kennen, sei inzwischen an seine Grenzen gestoßen. Dieses Konzept lässt sich nämlich am ehesten realisieren, wenn die Zahl der Mitglieder gut überschaubar ist und damit die Möglichkeit der persönlichen Kontakte untereinander und zu den Hauptamtlichen gegeben ist; so kann eine „freundschaftlich geprägte Nahgemeinschaft“ entstehen.³ *Dafür* sind aber die meisten Pfarrgemeinden mit 2.000 bis 5.000 Mitglieder zu groß. Solange noch relativ viele Gläubige regelmäßig und aktiv in der Gemeinde und in ihren verschiedenen Bereichen mitwirkten, war es noch gut möglich, von einer lebendigen und miteinander kommunizierenden Gemeinde (zumindest „Kerngemeinde“) zu sprechen. Inzwischen ist aber die Zahl der inaktiven Kirchenmitglieder erdrückend groß geworden. Etwa 85 % (mit steigender Tendenz) aller getauften Katholiken leben eher nach dem Motto: „Ohne Bindung mit der Kirche in Verbindung bleiben“ (M. Bongardt) bzw. nach dem Prinzip: „Kirche (als religiöse Dienstleistungsgesellschaft) ja – Gemeinde eher nein.“ Damit wird die lange als selbstverständlich geltende Anerkennung von Gemeinde als Basiswirklichkeit von Kirche (eben als örtliche Vergegenwärtigung der Kirche) und auch die damit verbundene aktive Integration in sie großflächig verweigert (natürlich mit regionalen Unterschieden).⁴

Dies alles führt nach meinem Eindruck mehr und mehr zu einer „Verkernung“ der Gemeinden: Der immer kleiner werdende Kern der Aktiven, zumal jener, die sich auch längere Zeit institutionell im Pfarrgemeinderat oder anderen Gremien engagieren, bestimmt das

³ B. Spielberg, Kreisquadrat und Pfarrgemeinde, in: *Lebendige Seelsorge* 57 (2006), 92–100, zit.: 93.

⁴ Vgl. R. Bucher, Wider den sanften Institutionalismus der Gemeinde, in: *Lebendige Seelsorge* 57 (2006), 64–70, v. a.: 65.

„Milieu“, die Atmosphäre, den Stil, so dass viele sich faktisch „außen vor“ fühlen und keinen Zugang finden, trotz aller gegenteiliger, durchaus ernstgemeinter Bemühungen und Beteuerungen dieses aktiven Kerns. Dadurch fällt aber eine organische „Regeneration“ einer Gemeinde durch neue, v. a. jüngere aktive Kreise weitgehend aus.

3. Steigende religiöse Ansprüche

Der dritte Grund für meine oben aufgestellte Behauptung hängt mit diesem zweiten eng zusammen: Angesichts der gesamtgesellschaftlichen Umbrüche und ihrer Auswirkung auf Religion und Glaube (Stichworte: Auflösung der katholischen Milieus, Religion als Privatangelegenheit und als Sache der ganz persönlichen Freiheit, sehr individuelle und biographienahe Erwartungen an die Kirche u. a.) sind viele unserer Gemeinden vor Ort und die Zahl ihrer Aktiven inzwischen auch viel zu klein und zu überaltert, um dieser Vielfalt an religiösen Ansprüchen genügen zu können; um also aus sich heraus ein bestimmtes Profil z. B. in Liturgie und Pastoral, Kinder- und Jugendseelsorge, geistlicher Begleitung suchender Menschen (z. B. Jugendlicher oder erwachsener Katechumenen) entwickeln zu können, das Menschen von überall her, auch über die Pfarreigrenzen hinaus, anziehen könnte. Es besteht die Gefahr der liturgischen Monotonie, des geistlichen Austrocknens und des Wegbrechens traditioneller Aktivitäten (gerade in der Jugendarbeit).

Wenn wir uns dieser Entwicklung des Glaubens und der Gemeinden hier in Mitteleuropa ehrlich stellen und sie nicht verdrängen oder schönreden wollen, bleibt uns wohl auf Dauer gar nichts anderes übrig, als das bisherige Modell der „Pfarrgemeinde“ als fundamentale Basisgröße von Kirche zu relativieren und in größeren Einheiten zu denken; also z. B. mehrere jetzige Pfarrgemeinden zu einer größeren Pfarreiengemeinschaft bis hin zu einer großen Pfarrei zu verbinden, um so die Menschen, die nach Seelsorge (in welcher Weise auch immer) suchen, auch in der Fläche noch einigermaßen, wenn auch reduziert, zu erreichen. Ich halte diese tiefgreifende Umstellung trotz des hohen Preises für unvermeidlich.

Das große Problem und die Kunst dabei wird allerdings sein, den gemeindlichen Nahraum nicht aus den Augen zu verlieren; also nicht das wieder aufzugeben, was die nachkonziliare Umgestaltung von Pfarreien zu „Pfarrgemeinden“ in den letzten Jahrzehnten an gemeindlichem Leben gebracht hat. In dieser Frage der Pastoral im Nahbereich können wir auch in Deutschland einiges von den sog. „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“ in Afrika, Südamerika und Asien, aber auch in der französischen Diözese Poitiers lernen; dieses Bistum strukturiert sich seit vielen Jahren ganz neu, und zwar (weithin völlig unabhängig von bisherigen Gemeinden und Pfarreien) auf der Basis neuer kleinerer, ortsnaher, fast ganz von ehrenamtlichen, für eine begrenzte Zeit vom Bischof beauftragten Christen getragenen Gemeinschaften. Diese Gläubigen können der Kirche vor Ort „ein Gesicht geben“.

3. Teil: Theologische Überlegungen zu dieser veränderten pastoralen Situation

Ich möchte in diesem Abschnitt der Frage nachgehen: Welcher theologische Charakter könnte diesen neuen größeren Seelsorgeeinheiten zukommen, also zum einen den Pfarreiengemeinschaften, zum anderen aber auch den kleineren „Kirchenorten“, die im Ganzen ja doch eine gewisse Eigenständigkeit behalten sollen (zumindest eine Zeitlang). Auf welche spezifische Weise kann Kirche in diesen beiden Größen vergegenwärtigt werden (nach LG 26)?

1. Kirche – das universale Sakrament des Heils

Beginnen wir mit den größeren Einheiten, den Pfarreiengemeinschaften oder einer aus mehreren Pfarreien zusammengewachsenen großen Pfarrei. Nach meinem Verständnis hat eine solche größere Seelsorgeeinheit noch am ehesten die Chance, jenen theologischen Charakter von Kirche relativ ortsnah darzustellen, den das Konzil mit dem Begriff „universales Heilssakrament“ (LG 48) bezeichnet. Unter diesem sehr abstrakt klingenden Kirchenbegriff verstehe ich die Gemeinschaft jener Glaubenden, die durch ihr Leben, ihr liturgisches Feiern und ihr Handeln *bezeugen*, dass jeder Mensch von Gott unbedingt bejaht und darum auch in der Kirche willkommen ist, ob er selbst zu dieser Zeugengemeinschaft gehört oder nicht bzw. in welchem Grad der Bindung er dazu gehören möchte. Mir scheint, dass diese Berufung der Kirche in den neuen sich langsam herausbildenden Sozialformen von Kirche besser als bisher anschaulich erlebbar sein könnte; dass nämlich die Kirche für alle in irgendeiner Weise nach Heil suchenden Menschen da ist, gerade auch für die „treuen Kirchenfernen“, die mit Gemeinde im herkömmlichen Sinn eigentlich nicht viel zu tun haben wollen. Auf der Ebene einer größeren Pfarreiengemeinschaft oder auch Pfarrei kann sich die Kirche eben in einem sehr weiten Spektrum präsentieren; auf der einen Seite als von vielen gesuchte „religiöse Dienstleistungsgesellschaft“ mit einer größeren Vielfalt von Angeboten an „kultureller Diakonie“ (z. B. im liturgischen, pädagogischen und diakonischen Bereich): „*Pastoral mit Breitenwirkung*“. Auf dem entgegengesetzten Pol dürfte die Bildung von kleinen, intensiven Glaubenszellen („kommunikative Glaubensmilieus“ oder – nach Bischof Joachim Wanke – „Selbsthilfegruppen im Glauben“) viel leichter möglich sein, weil die meisten jetzt existierenden Gemeinden inzwischen schon zu klein dafür sind: „*Pastoral der Dichte*“.

Zwischen diesen äußersten Polen pastoralen Handelns liegt das große Feld der Integration diverser, von den Gläubigen selbst getragener Gruppierungen mit ihren Aktivitäten im Bereich der Alltagsdiakonie, der Liturgie und Musik, der Katechese und Erwachsenenbildung usw. Insofern könnte eine größere pastorale Einheit wohl noch deutlicher als bisher ein Zeichen der katholischen Weite im Bereich von Pastoral, Seelsorge und Spiritualität sein. Bei dieser Integration spielt zweifellos die Liturgie, v. a. die sonntägliche Eucharistie eine ganz entscheidende Rolle – sei es (auf weitere Sicht) an einem gut erreichbaren zentralen Ort oder auch an verschiedenen Orten innerhalb einer Pfarreiengemeinschaft. Die Liturgie besitzt noch immer – und in Zukunft wohl noch stärker – die am breitesten ausgreifende Integrationskraft:

„Gerade als relativ normiertes und auch formalisiertes Geschehen, bei der der individuelle Partizipationsgrad zwischen tiefster Teilhabe und diffuser »Abwesenheit in der Anwesenheit« offen bleiben kann, hat die Liturgie die Chance, der zentrale Ort der Integration von Gemeinde im Angesicht Gottes zu werden. [...] Die Liturgie ist (darüber hinaus) der zentrale gnadentheologische Vollzug der Kirche, sie ist Ort der diskreten Öffnung der Menschen zueinander angesichts der unendlichen Offenheit Gottes für uns.“⁵

Darum hängt in Zukunft sehr viel von einer guten, liebe- und phantasievollen, abwechslungsreichen und vielfältigen Gestaltung der Liturgie ab, die sowohl den bloßen Ritualismus wie den spontanen Subjektivismus des zelebrierenden Priesters vermeidet. Stichworte: musikalische Vielfalt; kurze, aber gehaltvolle und gut vorbereitete Predigten; eine sinnvolle Rollenverteilung; Vermeidung von zu viel Wortreichtum; eingeschobene Momente der Stille; Unterscheidung zwischen alltäglicher und festlicher Liturgie usw.

⁵ R. Bucher, Wider den sanften Institutionalismus, a. a. O., 68.

Nach meiner Kenntnis von bereits weiter vorangeschrittenen „Pilotprojekten“ in verschiedenen deutschen Diözesen scheinen für ein gelingendes kirchliches Leben in solchen größeren pastoralen Einheiten drei Dinge besonders wichtig zu sein:

Erstens: Ein begeisterter oder zumindest von der Sache überzeugter spiritus rector, der andere von der Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit dieser Umstellungen überzeugen oder sogar dafür begeistern kann.

Zweitens: Ein Projektteam von Leuten aus den betreffenden Pfarreien, die aber zum großen Teil nicht zu den Pfarrgemeinderäten oder anderen Gremien der sich jetzt zusammenfindenden Gemeinden gehören. Für dieses Projektteam neue, interessierte und kreative Gläubige zu gewinnen, dürfte eine der wichtigsten Aufgaben dieses von mir so genannten „spiritus rector“ sein.

Drittens: Neue pastorale Initiativen ins Leben rufen, gerade im Bereich der Kinder- und Jugendseelsorge. Wenn in diesem oder in anderen Bereichen sich etwas Neues tut, was es bisher so nicht gab, lassen sich unsere Gläubigen noch am ehesten überzeugen, dass solche größeren pastoralen Räume durchaus einen guten Sinn haben können.⁶

2. Kirche – die um das Wort Gottes sich sammelnde „Familie Gottes“

Kommen wir nun zu den kleineren Einheiten innerhalb einer solchen größeren Pfarreiengemeinschaft oder Pfarrei, also zu den in sie integrierten einzelnen Gemeinden. Was könnte der theologische Sinngehalt dieser Kirche vor Ort sein, die nun eine strukturelle Untergliederung der Pfarreiengemeinschaft oder Pfarrei darstellt? Ich sehe ihn darin, dass auf dieser untersten strukturellen Ebene Kirche wohl noch am ehesten als „Familie Gottes“ (familia Dei) dargestellt werden kann (vgl. LG 6 und die große römische Afrika-Synode von 1994, für deren Ekklesiologie der Begriff der „Familie Gottes“ ganz zentral gewesen ist). Der gerade durch diese Bischofssynode für Afrika weltkirchlich aufgewertete Begriff der Kirche als „Familie Gottes“ insinuiert Nähe zu Gott und zueinander, Geborgenheit bei ihm und beieinander. Es geht hier darum, dass in den einzelnen Gemeinden Kirche auch als persönlich erfahrbare Gemeinschaft im Glauben verwirklicht wird; also um das, was heute gerne die „Verörtlichung“ des Glaubens oder die Beheimatung im Glauben genannt wird.⁷

Um den ekklesiologischen Begriff „Familia Dei“ nicht misszuverstehen: Er bedeutet keineswegs einfach dasselbe wie „Pfarrfamilie“, wo man sich um Nähe, um familiäre Beziehungen der Gemeindemitglieder zueinander und auch mit den Amtsträgern und pastoralen Mitarbeitern bemüht. Das alles ist durchaus gut und sinnvoll. Aber der *theologische* Begriff der „Familie Gottes“ hat sein biblisches Fundament in der Szene, in der Jesus von seinen Verwandten besucht wird und er sehr provokativ reagiert: „Meine Mutter und meine Brüder sind die, die das Wort Gottes hören und danach handeln“ (LK 8,19–21; vgl. Lk 11,27 ff., wo Jesus auf die Seligpreisung seiner Mutter durch eine Frau aus dem Volk antwortet: „Selig sind vielmehr die, die das Wort Gottes hören und es befolgen“).

Es geht um die *neue* Familie Jesu, die er um des Reiches Gottes willen um sich sammelt und deren ekklesiologisches Sammlungsmerkmal das Hören auf das Wort Gottes ist. Genau das hat

⁶ Vgl. dazu B. Galluschke, Missionarisch Kirche sein, in: Pastoralblatt 2 (2006), 38–44. Bistum Hildesheim, Missionarische Seelsorge in größeren pastoralen Räumen. Bericht über die Pilotprojekte Hannover-Ost und Lüneburg 2001–2007; www.kirche-mit-herz.de.

⁷ J. Werbick, Auslaufmodell Ortsgemeinde? Rückfragen eines systematischen Theologen, in: Diakonia 37(2006), 168–173.

die Kirche in Afrika und in anderen südlichen Kontinenten aufgegriffen: Das miteinander in der Heiligen Schrift gelesene oder erzählte, existentiell aufgenommene, einander bezeugte und ins diakonische Handeln umgesetzte Wort Gottes – das bildet die sammelnde und sendende Mitte der „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“. Von ihnen stammt das auch bei uns populär gewordene „Bibel-Teilen“, das bei uns allerdings meist ohne die dort üblichen Konsequenzen im Bereich der Alltagsdiakonie einer Gemeinde praktiziert wird. Ich könnte mir vorstellen, dass diese Sammlung um das Wort Gottes auch bei uns das profilgebende theologische Charakteristikum der einzelnen Gemeinden vor Ort, also im Nahbereich, sein kann.

Für dieses Projekt glaubende Menschen in dieser Gemeinde zu gewinnen, sie darin zu schulen, dass sie solche Bibelkreise in Verbindung mit entsprechenden diakonischen Initiativen leiten können (auch aus den verschiedenen Generationen), das dürfte in Zukunft wohl eine entscheidende Aufgabe aller hauptamtlich in der Pastoral Tätigen sein (evtl. sogar gerade der haupt- und ehrenamtlichen Diakone, denen ja auch jetzt schon die Verkündigung des Evangeliums und die Sorge für die Diakonie einer Gemeinde anvertraut sind). Von daher könnten auch neuere Formen von Liturgie (wie Wort-Gottes-Feiern, Stundengebet der Kirche, Taizé-Gebete) von mehreren Menschen innerlich mitgetragen und mitgestaltet werden, gerade wenn die Eucharistie immer seltener in den einzelnen Kirchen einer Pfarreiengemeinschaft gefeiert werden kann. In diese Richtung, die uns ja weltkirchlich von den jungen Kirchen vorgegeben wird, gilt es unsererseits weiterzudenken und zu handeln. So könnte ein in absehbarer Zeit entstehendes liturgisches und spirituelles Vakuum vermieden werden, wenn die vielen Pensionäre, die jetzt die gottesdienstliche Betreuung noch gewährleisten, allmählich ausfallen und den Gemeinden unübersehbar die Notwendigkeit sowohl größerer Seelsorgeeinheiten wie auch eigener Initiativen im Bereich der Gemeindebildung und des Gemeindelebens aufgeht.

3. Zentrum und Fläche

Am Ende dieses dritten Teils möchte ich noch eine mögliche Perspektive für das *Zusammenspiel* zwischen diesen beiden Sozialformen von Kirche, also zwischen dem größeren Raum der Pfarreiengemeinschaft und den einzelnen Gemeinden vor Ort aufzeigen. Die bislang noch recht homogene, in etwa gleichmäßig verteilte und flächendeckende pastorale Präsenz der Priester und anderer pastoraler Berufe mit all ihren seelsorglichen Aktivitäten wird sich wohl mehr und mehr bewegen auf eine Gestalt von Kirche hin, die der Gestalt der meisten Kirchen der südlichen Kontinente ähnlich sein wird: Es wird innerhalb des größeren pastoralen Raumes auf längere Sicht wohl *ein* gemeindliches Zentrum (mit einer zentralen Pfarrkirche) geben, auf das alle darin integrierten Gemeinden mit Kirchen und Pfarrzentren ausgerichtet, kon-zentriert sind. Mit den Worten von Bischof Joachim Wanke: „Mit der Neuorientierung ihrer Seelsorge schaffen die Bistümer neue Zentren der »Kirche vor Ort«. Ihre Zentralität verdanken diese Orte vor allem der Tatsache, dass hier schwerpunktmäßig die Gegenwart des Herrn – eucharistisch und nicht eucharistisch – gefeiert wird. Jedoch wird sich die Kirche nicht aus der Fläche ins Zentrum zurückziehen, sondern den vergrößerten pastoralen Raum *zentrieren*. Nur wo Flächen da sind, gibt es Zentren. Die Kirche bleibt den Menschen nahe. Dass dies nur durch einen geweihten Priester und die Feier der Eucharistie möglich sei, ist – gemäß den Konzilsaussagen – nur zum Teil richtig.“⁸

⁸ Deutsche Bischofskonferenz, Arbeitshilfen Nr. 213, S. 18.

Bischof Joachim Wanke verweist dann auf die vom Konzil wiederentdeckte Vielfalt der Präsenz Christi in verschiedensten Gebets- und Liturgieformen, in Verkündigung und Katechese, v. a. in der Diakonie, was alles vom Volk Gottes insgesamt getragen werden kann – wenn es sich gesandt weiß von der „räumlich und ideell im Zentrum angesiedelten Eucharistie“ (ebd.). Er verweist dabei auf seine eigene Thüringer Diaspora-Erfahrung, „dass größere Hinwege zur Eucharistie deren zentrale Bedeutung in meinem Christsein und in unserem Katholisch-Sein deutlicher bewusst machen. Hat es nicht eine katechetische Dimension, wenn die Gläubigen sich auf den Weg machen müssen, um dem Herrn in der Eucharistie zu begegnen und sich vom ihm dann in ihre jeweiligen Lebensorte senden lassen?“ (ebd., 19).

Diese Perspektive lebt natürlich von der Hoffnung (die von der Erfahrung mancher hier in Deutschland bereits gelungener Projekte von Pfarreiengemeinschaften oder neuen Großpfarreien her nicht unbegründet ist), dass eine zentrale, gut besuchte und mit den größeren Möglichkeiten eines größeren pastoralen Raumes auch kreativer und abwechslungsreicher (zumal, was die Musik angeht) gestaltete Eucharistiefeier auf Dauer eine größere Anziehungskraft, eine stärkere Sogwirkung ausüben wird. Jedenfalls auf solche Glaubende, denen der Glaube so viel wert ist, dass sie sich (körperlich wie geistlich) von ihm noch in Bewegung bringen lassen. Wir müssen mit Sicherheit damit rechnen, dass ein Großteil unserer jetzigen Gottesdienstbesucher (v. a. auf dem Land) nicht zu dieser Beweglichkeit bereit sein wird, wenn die Eucharistiefeier nicht mehr regelmäßig sonntags in der eigenen Kirche und zu den gewohnten Zeiten gefeiert wird. Diese mangelnde Bereitschaft beruht in den meisten Fällen nicht auf Altersbeschwerden, sondern eher auf einem natürlichen Beharrungsvermögen ... Wir können nur hoffen, dass sich einige von ihnen von anderen liturgischen Feiern in ihrer Kirche vor Ort doch zur Mitfeier ansprechen lassen oder sich auf eine andere ihnen mögliche Weise ins Leben der Kirche einbringen können.

Manche Priester und pastorale MitarbeiterInnen machen sich doch ein Gewissen daraus und leiden darunter, dass bei dieser „Zentrierung“ der verschiedenen Gemeinden auf eine zentrale Pfarrei hin viele Menschen nicht mehr oder nur noch ganz selten zur Eucharistiefeier kommen werden. Ich kann diese Sorge gut verstehen; ich möchte aber andererseits auch zu bedenken geben: Tritt in einer solchen Verweigerungshaltung zahlreicher Gläubigen nicht einfach die schon länger gegebene wahre Situation des Glaubens und seiner Wertschätzung im Leben vieler Einzelner offenkundiger zutage als bisher? Bis heute noch ist der Glaube in vielen katholischen Regionen weithin durch Milieu-Gewohnheiten gestützt, weniger auf Überzeugungen und Optionen. Aber diese Stützen können wir in Zukunft genauso wenig wie die Familien im bisherigen Ausmaß bieten.

4. Teil: Überlegungen zur Lebensform und Spiritualität des Priesters (v. a. des leitenden Pfarrers) innerhalb einer Pfarreiengemeinschaft

Wenn wir noch einmal auf die Formulierung des Vortragsthemas schauen, so habe ich bislang versucht, Ihnen ein wenig das „Wohin“ des Weges anzudeuten. Was aber soll ich zu dem „mit uns“ noch sagen? Inwieweit sind Sie bereit, sich auf diese wohl unumgänglichen Veränderungsprozesse einzulassen, sie auch so weit wie möglich kreativ mitzugestalten und sie nicht möglichst lange (etwa bis zu ihrer Pensionierung) hinauszuzögern? Ich kann Ihre „drängende Sorge“ gerade um Ihre eigene priesterliche Berufung in der Zukunft gut verstehen (wie Sie z. B. in dem mir zugesandten Text der „Pfarrer-Initiative“ zum Ausdruck kommt). Ich

möchte Ihnen dazu jetzt nur ein paar geistliche Anregungen mit in die Gruppengespräche geben, und zwar aus meiner persönlichen Erfahrung mit Pfarrern aus verschiedenen Diözesen, die in diesem Veränderungsprozess stehen, ja, schon einige Schritte weiter gegangen sind und dies auch mit Freude und Erfolg tun, trotz aller Schwierigkeiten und Konflikte.

Die entscheidende Empfehlung, die ich Ihnen mitgeben möchte, und die ich in 4 Punkten etwas verdeutliche, lautet: Sie werden, zumal als leitender Pfarrer, diesen Prozess nur dann gut, Ihrer Berufung zum Priester entsprechend und Ihr Leben erfüllend bestehen können, wenn Sie konsequent der *inneren Logik* und Tendenz dieser Neustrukturierung folgen und sich ihr nicht innerlich widersetzen oder zu viele Kompromisse eingehen; d. h., wenn Sie sich in einer ganz bewussten pastoralen Askese *kon-zentrieren* auf Ihre nicht an andere zu delegierenden, wohl aber mit anderen zu teilenden Aufgaben als Pfarrer. Dazu einige Erklärungen:

1. Abschied vom Wunsch nach pastoraler Omnipräsenz

Das bedeutet zuerst, bewusst Abschied zu nehmen von dem Wunsch nach einer flächendeckenden pastoralen „Omnipräsenz“, durch die Sie so ziemlich allen (oft molochartigen ...) Erwartungen der Gemeinden entsprechen möchten. Das, was man früher den „Leute-Priester“ nannte, wird im größeren Stil kaum mehr möglich sein. Das tut vielen sehr weh, gerade wenn es ihrem Naturell entspricht und wenn sie primär daraus als Priester gelebt haben. Ein älterer Mitbruder hat mir schon vor vielen Jahren einmal die sehr beherzigenswerte Lebensweisheit mitgegeben: „Wir haben als Priester keine Wahl, *ob* wir Menschen enttäuschen oder nicht (es werden immer viele von uns enttäuscht sein). Wir haben höchstens die Wahl, *welche* wir enttäuschen.“ Diese Wahl müssen wir in Zukunft noch viel öfter treffen; in diesem Punkt eine innere Unabhängigkeit und Distanz zu den vielen (oft durchaus auch guten und berechtigten) Erwartungen der Menschen zu gewinnen, das wird wohl so etwas wie ein überlebensgarantierendes Vorzeichen vor unserer Arbeit sein müssen.

2. Hirtendienst an den Mitverantwortlichen in der Pastoral

Die priesterliche Tätigkeit als Pfarrer zu kon-zentrieren bedeutet zweitens: Die *Primärgruppe* des Einheits- und Leitungsdienstes als „Hirte“ könnte und sollte auf Dauer die Gruppe derer sein, die das pastorale Leben in der Pfarreiengemeinschaft (hauptamtlich oder ehrenamtlich) verantwortlich tragen. Das Amt des Pfarrers innerhalb eines größeren pastoralen Raumes wird sich wohl mehr und mehr in Richtung eines „regionalen Oberhirten“ entwickeln, so wie ja auch für den Bischof seine erste Bezugsgruppe das Presbyterium sein sollte. Wenn aber diese Form des Leitungsdienstes zum Wohl der verschiedenen Pfarreien ausgeübt werden soll, dann kann er sich nicht in Teamsitzungen zu pastoralen Organisationsfragen erschöpfen; diese müssten vielmehr eingebunden sein in gemeinsame geistliche und menschliche Vollzüge; z. B. gemeinsame Mahlzeiten, Bibel-Teilen, geistliche (nicht bloß theologisch-theoretische) Gespräche über den eigenen Glauben und die eigene Lebenssituation (um sich gegenseitig im Glauben zu vergewissern und sich gegenseitig Mut zu machen, neue pastorale Ideen und Initiativen auszuprobieren), gemeinsame Exerzitien im Alltag, gemeinsame Wallfahrten oder Exkursionen usw.

In Abwandlung eines bekannten Rahner-Wortes möchte ich sagen: „Der Pfarrer der Zukunft wird noch mehr als bisher ein spiritueller und kollegialer Priester sein oder er wird nicht mehr sein“; d. h., er wird entweder draufgehen oder zu einem Pastoralmanager verkümmern. Ein geistlich und menschlich vom Pfarrer inspiriertes und so zusammengehaltenes Pastoralteam

strahlt darüber hinaus auch positiv auf die Pfarreien aus. Es macht den Gläubigen deutlich: Leitung in der Kirche kann in Zukunft nur dann dem Reich Gottes dienen, wenn sie noch stärker als bisher als eine geistliche und kollegiale Leitung ausgeübt wird.

3. Mut zur Auswahl in der Seelsorge

Kon-zentrieren heißt drittens: Wenn ein leitender Pfarrer schon nicht mehr umfassend in der Seelsorge tätig sein kann, so sollte er doch auf jeden Fall *exemplarisch* in dem einen oder anderen Bereich der konkreten Seelsorge präsent sein, und zwar dort, wo er ein besonderes Charisma bei sich entdeckt hat und wo das Herz mit Freude und Genugtuung erfüllt wird. Diese Freiheit sollte sich ein Pfarrer unbedingt nehmen; sonst funktioniert er mit der Zeit nur noch. Das heißt aber wiederum auch: Es gilt wirklich Abschied zu nehmen von manchen seelsorglichen Tätigkeiten, die man auch gut und gerne ausüben könnte. In der Seelsorge ist weniger oft mehr, weil qualitätsvoller und mehr von Herzen kommend. Damit einher geht aber auch die Notwendigkeit, vom verständlichen Wunsch Abschied zu nehmen, in der Pfarrei eine Heimat zu finden. Ob dieser Wunsch wirklich sinnvoll und biblisch gut begründet ist und nicht manche Ambivalenzen mit sich bringt (zu enge partikuläre Bindungen, nicht mehr loslassen können und geradezu „versetzungsresistent“ werden u. a.), darüber lässt sich streiten. Wenn es so etwas wie spirituelle Heimat für den Priester vor Ort geben soll, dann ist sie eigentlich (vom theologischen Selbstverständnis her) im Presbyterium und heute auch in der Gruppe aller pastoral Verantwortlichen zu suchen. Hier Formen gemeinsamen Lebens, Betens und Tuns (in allen möglichen Varianten einer „vita communis“) zu entwickeln, halte ich für ein überlebensnotwendiges und den Priesterberuf nach außen wieder anziehender machendes Kennzeichen künftigen Priesterseins. Es erfordert ein gründliches Umdenken bei vielen unserer allzu individualistisch geprägten Priester; aber auch bei den Diözesanleitungen, die solchen Initiativen ihrer Priester unbedingt Priorität einräumen sollten, vor der stets andrängenden Notwendigkeit, wieder irgendwo ein Loch stopfen zu müssen.

4. Dem priesterlichen Dienst eine klare Mitte geben

Kon-zentrieren heißt viertens und letztens: dem Leitungsamt des Pfarrers in seiner dreifachen Teilhabe am Hirten-, Lehr- und Priesteramt Christi ganz bewusst und innerlich bejahend eine klare *Mitte* zu geben, und zwar m. E. im Sinn der Amtstheologie Karl Rahners und großer Teile der Tradition (besonders bei Thomas von Aquin). Danach läge diese Mitte im sakramentalen Heiligungsdienst des Priesters, v. a. in der Eucharistiefeier. Wie ist das zu begründen? Nun, die gegenwärtige Entwicklung deutet darauf hin, dass der Pfarrer sein Hirten- (sowohl als Leitung wie als Seelsorge) und sein Lehramt situations- und notbedingt nicht mehr kumulativ, sondern nur noch vermittelt durch die Ausübung seiner Teilhabe am Priesteramt Christi verwirklichen kann. Dieser Dienst dürfte in Zukunft wohl noch stärker zum bevorzugten Zentrum und Medium (Mitte und Mittel) seiner Teilhabe am dreifachen Amt Christi und damit auch seines pastoralen Handelns werden. Das bedeutet: Der Dienst der liturgischen Feier und der in ihrem Rahmen vorgesehenen Verkündigung und Sakramentenspendung (zumah am Sonntag!) dürfte innerhalb eines größeren pastoralen Raumes *der Ort* sein, wo sich die Teilhabe des Priesters am dreifachen Amt Christi am sichtbarsten konkretisiert; wo er das Hirtenamt als Leiter und Seelsorger der Pfarrei und das Lehramt als Verkündiger des Evangeliums für die Gläubigen wie für sich selbst anschaulich erlebbar und dem Sinn seines priesterlichen Dienstes gemäß ausüben kann. So wird auch aus dieser Perspektive die sonntägliche Eucharistiefeier für die

ekklesiologische Größe „Pfarreiengemeinschaft“ zunehmend *das* zentrale Integrationsgeschehen sein (s. o.).

Natürlich melden sich auch hier sofort große Bedenken, die auf mögliche Gefahren und Irrwege hinweisen. Wird dadurch der priesterliche Dienst nicht wieder hauptsächlich auf Sakramentenspendung reduziert und damit doch nur noch sehr verkürzt realisierbar? Verstärkt es nicht die Tendenz zu einer Neoklerikalisierung? Diese Einwände sind zweifellos sehr ernst zu nehmen. Aber ich gebe zu bedenken: Wenn es mit der Zeit wirklich zu einer Konzentrierung auf ein gemeinsames Zentrum in den Pfarreiengemeinschaften kommt und nicht bei einem mehr oder weniger doch gleichgewichtigen Nebeneinander stehenbleibt, wenn wir also behutsam, aber entschieden diese m. E. unvermeidlichen weiteren Schritte in Angriff nehmen, dann wird der leitende Pfarrer entschieden weniger als im Augenblick zum bloßen Sakramentsverwalter degradiert. Es werden dann im Ganzen weniger Eucharistiefiern innerhalb einer Pfarreiengemeinschaft am Samstag und Sonntag gefeiert werden. Infofern wird keinem der Priester mehr eine unwürdige Hast von einem Gottesdienstort zum anderen zugemutet werden. Einige zentrale, im Geist des gemeinsamen Priestertums aller Glaubenden und von möglichst vielen mitgestalteten Eucharistiefiern könnten sich durchaus als entlastend, befreiend und zugleich auf viele Gläubige aus dem weiteren Umfeld anziehend auswirken. Hier konsequent zu sein, zahlt sich auf Dauer durchaus positiv aus auf die Befindlichkeit des Priesters und der Freude an seinem Beruf.

Zum Schluss möchte ich Ihnen noch einen sehr ermutigenden und auch ein wenig erheiternden Text des frühen Karl Rahner mitgeben. Es ist ein Auszug aus einer Predigt aus dem Jahre 1950 und bezieht sich auf die kirchliche Situation vor fast 60 Jahren, die aus damaliger Sicht offensichtlich auch nicht viel einfacher war als die unsrige aus heutiger Sicht. Die Predigt lautet: „Das Schiff im Sturm“ und bezieht sich auf die Seesturmgeschichte bei Mt 8,23–27:

Karl Rahner: Das Schiff im Sturm

„Seit den ältesten Zeiten der Kirchenväter hat man in der Perikope Mt 8,23–27 ein Bild des Schicksals der Kirche gesehen. Das Schiff der Kirche fährt mit dem Herrn über das Meer der Zeit und der ewig unruhigen Geschichte, bis es endlich landet am festen Gestade Gottes und seines ewigen Lebens. Es ist des Herrn Schiff, seine Fahrt und sein Schicksal. Er aber schläft. Damals und heute bringen es seine Jünger nicht fertig, diesen Schlaf anders zu empfinden als ein Zeichen seiner bleiernen Müdigkeit und seiner Unempfindlichkeit für ihr Schicksal. Er schläft im Schiff der Kirche. Der Sturm aber rast und bei nüchterner Berechnung muß das kleine Schiff untergehen. Die Jünger werden gereizt über so viel unangebrachte Ruhe. Wie kann man, das Kissen gemütlich unter den Kopf geschoben, schlafen, wenn sie am Zugrundegehen sind? [...]

Die guten Jünger im Schiff der Kirche sind auch heute noch nervös und gereizt. Sie scheinen allen Grund dazu zu haben. Der Sturm der Geschichte ist immer noch im Wachsen. Das Schiff ist schwach (von lauter Nieten zusammengehalten, so grollen die wachen Jünger). Wenn sie den Meister wegen des Schlafs nicht mehr schelten können, so werfen sie ihren Mitknechten im Schiff um so grimmiger Schlafmützigkeit und noch Ärgeres vor. Sie meinen, das Schiff, seine Besatzung und Passagiere seien selber schuld, daß ihnen der Sturm so böse mitspielt, mit einem anderen (kirchenpolitischen, sozialen, apologetischen usw.) Kurs würde man besser fahren und hätte so stürmische Zonen der Geschichte vorsichtig umfahren können. Es ist wahr: es wird viel geschlafen, zu Unrecht aus Trägheit und Stumpfheit geschlafen auf dem Schiff der Kirche im Sturm. [...]

Aber sind nicht die guten Knechte des Herrn an Deck des Schiffes manchmal auch zu nervös? Meinen sie nicht oft zu schnell und im letzten irrig, der Sturm wäre keine Bedrohung des Schiffes mehr, wenn an Bord alles in Ordnung wäre? Durch Schreien und gegenseitige gereizte Vorwürfe wird der Sturm nicht beschwichtigt. Auch nicht durch überraschende Vorschläge eines anderen Kurses. Der Sturm gehört zur Fahrt der Kirche durch die Geschichte. Friedliche Stille hat sich hinterher allemal als die gefährlichste Zeit der Kirche herausgestellt. Es wurde dann noch mehr geschlafen als sonst.

Nur der soll die Kirche bessern wollen, der sich über den Sturm nicht wundert und seine Hoffnung auf nichts Irdisches setzt. ... Nur dann hat er den sicheren Blick und die ruhige Hand, richtig an der Besserung der Zustände an Bord für seinen Teil zu wirken. Wir alle dürfen uns nicht wundern, wenn im Sturm geschrien und geschlafen wird. Beides ist menschlich. Das eine oder andere tun wir selber auch. Vielleicht beides abwechselnd. Das Schiff aber fährt weiter. Immer ist es am Untergehen, wird vielleicht immer voller von dem bitteren Wasser des Weltmeeres, seine Lage wird immer kritischer werden (aufs Ganze gesehen: es ist das vorausgesagt von der Schrift selbst). Aber es fährt doch weiter, es geht nicht unter, mögen noch so viele von seiner Besatzung weggerissen werden oder aussteigen. Der Sturm wird erst aufhören, wenn das Schiff am Gestade der ewigen Ruhe anlegt. Es wird dorthin mitbringen allen wahren Ertrag der Geschichte dieser Zeitlichkeit. Auch uns und unser Leben, wenn wir – trotz Schlafes und Schreiens – glauben an den Herrn, der im Schiff der Kirche die Fahrt durch die Weltgeschichte macht voll göttlicher Ruhe.“⁹

⁹ K. Rahner. Das große Kirchenjahr (hgg. v. A. Raffelt), Freiburg i. Br. 41992, 378–380.